

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 36 (1949)
Heft: 17

Artikel: St. Gallen, die Stadt im grünen Ring
Autor: Pfiffner, Paul
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534366>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

posante Anstrengung erforderlich, um den katholischen Bestand nicht bloß zu sichern, sondern fortgesetzt auszuweiten auf Kosten des Heidentums und des Islams. Die Aussichten haben sich zwar verdüstert, aber nicht in allen Gebieten. In Australien läßt sich ein unstreitiger Aufschwung feststellen, in gewissen Gebieten Indonesiens sind die Missionsschulen wieder geöffnet und die erzieherische und kulturvermittelnde Tätigkeit wiederum voll im Gange.

VI.

Es wurde nie eine genaue Berechnung angestellt, wieviel Schulen im Frühmittelalter von der Kirche und den großen Lehrorden gegründet und unterhalten worden waren. Auch würde die absolute Zahl sehr wenig besagen, da sie zur Bevölkerung und zum Kulturstand in Verbindung gebracht werden muß.

Dagegen haben wir keinen Grund, jenen beizupflichten, welche großrednerisch immer wieder behaupten, die katholische Kirche hätte die Erziehung und Bildungsaufgabe der Jugend preisgegeben. Im Gegenteil, sie dürfte, wenn auch nicht relativ, so doch in absoluten Zahlen ein Maximum erreichen und alles bisher Dagewesene übertreffen.

Die Missionsgebiete sind, was das Mittelschulwesen angeht, mehr oder minder Stiefkinder. Es ist das durchaus zu begreifen, weil die eigentliche Bekehrungsarbeit der Erziehungs- und Bildungsarbeit vorangehen muß. Zudem werden von außen her alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg gelegt, wenn es sich darum handelt, daß eine geringfügige Minorität mit ausländischen

Mitteln und Kräften eine Mittelschule aufbauen will.

Nichtsdestoweniger gab es schon vor zehn Jahren einzig in den der Propaganda Fide unterstellten außereuropäischen Gebieten nicht weniger als 3668 Mittelschulen höheren und niedrigeren Grades mit 476 051 Schülern und Schülerinnen. Nach vorsichtiger Schätzung hat sich die Zahl inzwischen teils verdoppelt, teils verdreifacht, ja sogar in gewissen Gebieten vervierfacht. Immerhin brauchte man, um die 476 000 zu zählen, über sechs Tage, wenn man in jeder Sekunde einen Schüler zählen wollte. Drei folgenschwere Aufgaben sind zu lösen: a) Die Leistung und Qualität der katholischen Mittelschulen ist noch beträchtlich zu steigern, wenn die besten Methoden und die neuesten Fortschritte in der Erziehung und im Unterricht zur Anwendung kommen sollen. Es müssen Eliten hervorgebracht werden, die als Sauerteig zur Erneuerung der Völker wirken. b) Wo es nur immer möglich ist, müssen die bestehenden Mittelschulen ausgebaut werden bis zum Optimum der Größe, das natürlich von Land zu Land verschieden ist. c) In den nächsten zehn Jahren sind mindestens noch einmal so viele Mittelschulen zu schaffen, als es 1939 überhaupt gab. Die mit unglaublicher Wucht vorgetragene Offensive des Weltatheismus zwingt uns dazu. Die Stunde der Entscheidung hat auch für die Mittelschule geschlagen. Nur bei äußerster Anstrengung kann eine Aussicht auf Erfolg bestehen. Möge niemand den geradezu tragischen Ernst erkennen! Dann wird die Kirche ihre große Kulturaufgabe auf immer machtvolle Weise fortführen können.

V O L K S S C H U L E

ST. GALLEN, DIE STADT IM GRÜNEN RING

Von Alex Pfiffner

Geschichte und Geographie der Stadt St. Gallen sind eng miteinander verknüpft.

Meine Darlegungen möchten zeigen, wie die Anlagen der heutigen Stadt aus der klöster-

lichen Siedlung herausgewachsen sind. Die Arbeit ist nicht für Schüler in der Stadt gedacht, die den ganzen Stoff in ihrer Heimatkunde viel ausführlicher behandeln können; vielmehr ist sie für Landverhältnisse geschrieben. Im Kanton St. Gallen wird die Gallusgeschichte schon in der 4. Klasse behandelt; sie sei für Schüler anderer Gegenden kurz zusammengefaßt. (Vergleiche mit andern Klostergründungen ergeben sich überall und machen die Arbeit auch für die Lehrer anderer Kantone aktuell. Die Schriftleitung.)

von der KLOSTERZELLE ZUR STADT

Wie die Stadt zu ihrem Namen kam

Sicher haben alle Schüler schon von Missionaren gehört oder gelesen. Ein Schülergespräch berichtet vom segensreichen Wirken der mutigen Männer, die in fremden Ländern den Heiden den Glauben verkünden. Bald haben wir den Anknüpfungspunkt an jene Zeit gefunden, in der unsere Vorfahren auch noch Götzenbilder anbeteten.

Da kamen aus Irland, einer Insel im Meer draußen, Männer zu unseren Vorfahren, um ihnen den wahren Glauben zu verkünden. Auch Kolumban, ein gelehrter Mönch, hatte sich entschlossen, seine Heimat zu verlassen und im jetzigen Schweizerland zu predigen. Zwölf fromme Mönche, darunter Gallus, hatte er daheim ausgewählt. Auf Umwegen gelangte er mit ihnen in unsere Gegend. Es war um das Jahr 600. Die heidnischen Einwohner waren aber an vielen Orten nicht einverstanden, als der mutige Gallus ihnen die Götzenbilder zerstörte. So mußten die Mönche immer wieder fliehen. Sie entschlossen sich schließlich, unsere Gegend zu verlassen und nach Italien zu reisen.

Als aber Kolumban mit seinen Gefährten reisefertig war, fühlte sich Gallus krank. Er mußte die andern allein ziehen lassen. Nach seiner Genesung wollte er die letzte Zeit seines Lebens in der Einsamkeit verbringen.

Wohin sollte er sich zurückziehen? Da hörte er von einer rauen Gegend mit hohen Bergen und engen Tälern. Viele wilde Tiere, Bären und Wölfe und Wildschweine, lebten dort. Er entschloß sich, diese Gegend aufzusuchen. Von Arbon aus zog er mit einem Begleiter gegen Süden, ins wilde Steinachtal. Als die beiden Männer zu Nacht gegessen hatten, wollte Gallus noch etwas beten. Dabei fiel er in einen Dornstrauch. Er schaute diesen Unfall für ein Zeichen an, daß er hier bleiben solle. Aus Haselnußstauden band er ein Kreuz und steckte es in den Boden. Es heißt, daß der Einsiedler sogar den wilden Tieren befehlen konnte, und daß sie ihn nicht plagten. — Sein Begleiter kehrte wieder nach Arbon zurück; Gallus aber blieb in der Einsamkeit. Nie hätte er gedacht, daß sich an dieser Stelle später die große Stadt St. Gallen erheben würde.

Die klösterliche Siedlung

Die Kunde von Gallus verbreitete sich immer mehr in der Gegend. Oft wurde er gebeten, wieder zurückzukehren und an großen Orten zu wirken. Er hätte sogar Bischof von Konstanz werden können — aber er blieb in der Einsamkeit. Nach und nach fanden sich Männer, die mit Gallus zusammen Gott dienen wollten. Schon um 615 hatte er ein Dutzend Getreue um sich geschart. Diese Männer lebten in einer kleinen Siedlung. Auch nach dem Tode des hl. Gallus blieben seine Schüler in der Einsamkeit; bald waren es mehr, bald weniger. Ein Abt war ihr Vorgesetzter, er leitete das Kloster. Unter tüchtigen Äbten wurde es immer bedeutender. Immer mehr fromme Männer wollten ihr Leben am Grabe des Heiligen verbringen. Die einfachen Blockhäuser genügten nicht mehr.

Das Kloster, eine kleine Stadt

Aus dem Jahre 820 ist uns ein Plan für einen Klosterneubau erhalten geblieben (Bild 1).

Hoch ragt die steinerne Kirche über alle Gebäude empor. Sie ist der Mittelpunkt des



Bild 1:

1 Tor	13 Käferei	28 Wohnhaus des Arztes
2 Kirche	14 Drechslerrei	29 Aderlaßhaus
3 Sakristei	15 Fruchtdörrerei	30 Krankenhaus
4 Bücherei	16 } Mühlen	31 Abtswohnung
5 Vorratskammern für Lebensmittel und Kleider	17 } Geflügelhöfe	32 Äußere Schule
6 Speisesaal } für die Mönche	18 } Wärterhäuschen	33 Michaelsturm
7 Schlafsaal }	19 Gemüsegarten	34 Herberge für arme Pilger und Reisende
8 Innerer Hof	20 Gärtnerhaus	35 Gesindehäuser
9 Säulengang	21 Friedhof	36 } Pferde-, Ochsen- und Kuhställe
10 Handwerkerhäuser	22 Spitalkirche	37 }
(Schneiderei, Sattlerei, Schusteri, Schmiede, Goldschmiede, Gerberei)	23 Jugendkirche	38 }
12 Brauerei und Bäckerei	24 Innere Schule	39 }
	25 Apothekergarten	40) Ziegen-, Schweine- und Schafställe
		14

Klosterlebens. Mehrmals täglich kommen die Mönche dort zum Gebete zusammen. Wie würden wir staunen, wenn wir einen Blick ins Innere der Kirche tun könnten! Künstlerisch veranlagte Mönche hatten sie reich geschmückt mit Malereien, Steinmetz- und Goldschmiedearbeiten. Besonders feierlich ging es beim Gottesdienst zu. Dann trugen die Priester kunstvoll gestickte Kleider;

andächtig sangen die Mönche ihre ehrwürdigen Melodien (Bild 2).

Die St. Galler Sängerschule war ganz besonders berühmt. Nur wenige Orte konnten sich einer so hochstehenden Musikpflege rühmen. Doch sind auch in St. Gallen die Mönche nicht als fertige Sänger »vom Himmel gefallen«; ihre Gesangskunst war vielmehr das Ergebnis langer, langer Übung.

Offenbar hat es anfänglich nicht sehr erhebend getönt; hören wir nur, was der alte Geschichtsschreiber Johannes Diaconus

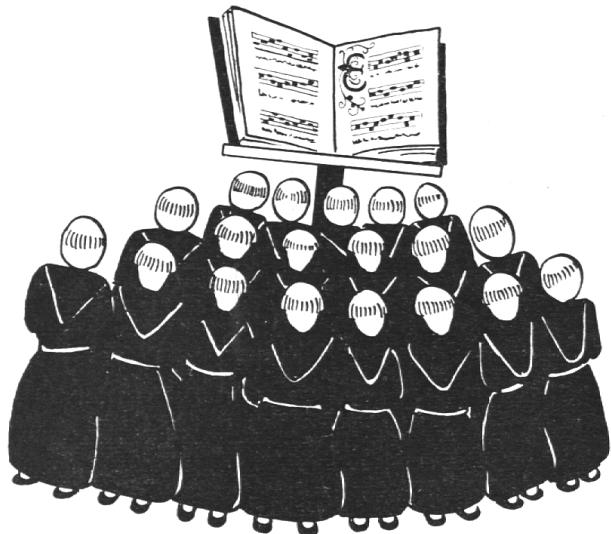


Bild 2

(um 1000) über den Gesang unserer Vorfahren zu berichten weiß:

>Ihre angeborene Wildheit hindert sie daran, den römischen Gesang in seiner Reinheit zu fassen. Auch mischen sie immer etwas von ihren eigenen Gesängen bei. Ihre rohen, wie Donner brüllenden Stimmen sind keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewöhnten heisern Kehlen jene Biegungen, die eine zartere Melodie erfordert, gar nicht hervorgeben können; ihre Abscheu erregenden Stimmen bringen nur Töne hervor, die dem Gepolter eines von der Höhe herunterrollenden Lastwagens ähnlich sind. Anstatt die Hörer zu rühren, erfüllen sie ihre Herzen mit Abscheu.«

Also: Übung macht den Meister! Übung war um so nötiger, als die damalige Notenschrift nicht so eindeutig war wie die jetzige. Die Notenzeichen (Neumen) deuteten nur den ungefähren Verlauf der Melodie an. Erst später, im 11. Jahrhundert, zog man vorerst eine rote Linie zur Festlegung des Tones f; später folgten eine zweite (gelbe) Linie für den Ton c und eine dritte für den Ton a (Bild 3). Daraus entwickelten sich vom 12. Jahrhundert ab die modernen Schlüssel.

Einen hervorragenden Platz unter den Klostersängern nahm Notker der Stamm-

ler ein, dem u. a. das Lied »Media vita in morte sumus« zugeschrieben wird. Die Übersetzung lautet:

Neumen. die ersten Noten

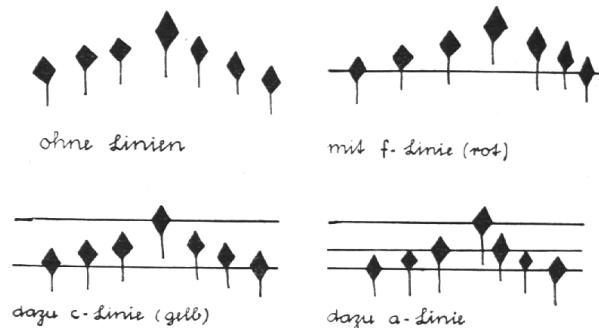


Bild 3

»Mitten im Leben

Sind wir vom Tode umgeben.
Wen suchen wir sonst in der Not
Als dich allein, dich, unsren Gott?
Du magst wohl über unsre Sünden
Gerechten Zorn empfinden;
Sieh, auf dich hofften unsre Väter,
Sie hofften, du warst ihr Erretter.
Heiliger Gott, [kommen,
Verlaß uns nicht, wenn einst des Alters Tage
Verlaß uns nicht, wenn unsre Kraft ver-
Gib uns nicht in letzter Not [glommen!
Dem bitteren Tod!«

Die Mönche sangen und beteten aus *kunstvoll gearbeiteten Büchern*. Damals gab es noch keine Buchdruckereien; deshalb schrieben die Mönche die Bücher von Hand ab. Mit unvergleichlicher Sorgfalt reihten die Schreiber in jahrelanger Arbeit Buchstaben an Buchstaben. Besonders fallen uns die Initialen auf. Wieviele Stunden mag wohl ein stiller Mönch an einem solchen gearbeitet haben? Hätten wir noch die Ausdauer? (Bild 4.)

Das Kloster unterhielt *zwei Schulen*, die zeitweise von 300 Schülern besucht wurden. Die sogenannte *innere Schule* wurde von Knaben besucht, die später ins Kloster eintreten wollten. Sie lebten schon nach der Klosterregel und trugen die Kutte. — In der »*äußeren Schule*« wurden Knaben unterrichtet, die später Weltgeistliche werden



Bild 4: So malten die St. Galler Mönche die Anfangsbuchstaben (Initialen)

wollten. Oft schickten auch Edelleute ihre Jungen in die Schule nach St. Gallen. Viele hätten sich wohl lieber mit Schild und Speer als mit Schreibrohr und Gebetbuch beschäftigt — aber da hieß es gehorchen! Viele große Männer, spätere Bischöfe und Fürsten, sind aus ihr hervorgegangen.

Aber noch andere Gebäude gehören zur Klostersiedlung; denn das Kloster versorgt sich selbst. Da finden wir die *Handwerkerhäuser*, wo die Arbeiter des Klosters unter der Aufsicht der Mönche ihr Handwerk be-

treiben. Sie finden sicher genug Arbeit. Denn in einem so umfangreichen Betrieb gibt es viel zu tun, wenn er nicht »verlottern« soll. (Einzelheiten s. Legende.)

Auch für die *Ernährung* ist gesorgt. Welche Bauten dienen diesem Zweck? Die Mönche leben sehr einfach. Sie bekommen nur zweimal täglich zu essen: mittags und abends. Die gewöhnliche Nahrung besteht aus Haferbrei und Hülsenfrüchten. Sie nehmen die Mahlzeiten im Speisesaal ein. Schlafen können sie im gemeinsamen

Schlafsaal. Mitten in der Nacht stehen sie auf, um miteinander zu beten.

Zusammenfassung:

- | | |
|------------------------|-------------|
| 1. Beten | Kirche |
| 2. Lehren | Schule |
| 3. Körperlich arbeiten | Werkstätten |
| (Selbstversorgung) | |
| 4. Essen
Ruhnen | Wohngebäude |

Stadt:

Kloster

Bild 5

Zum Kloster gesellt sich die Stadt
Warum gab es mehr Häuser?

1. Schon bald nach der Entstehung des Klosters bauten *verheiratete Dienstleute* (Knechte) in dessen Nähe eigene Häuser; denn sie gehörten nicht zur »engeren« klösterlichen Gemeinschaft.

2. Als immer mehr auswärtige Besucher ans Grab des hl. Gallus pilgerten, ließen sich auch bald *Handel- und Gewerbetreibende* in der Nähe des Klosters nieder.

Was brauchten die Pilger, die oft mehrere Tage am Grabe des hl. Gallus verbrachten?

- | | |
|------------------|--------------------|
| 1. Bett
Essen | Herberge |
| 2. Brot | Mühlen, Bäckereien |
| 3. Fleisch | Metzgereien |
| 4. Schuhe | Schuhwerkstätten |
| 5. Kleider | Webereien |

Die Namen einiger alter Gassen deuten noch heute darauf hin, welche Berufe schon damals einen wichtigen Platz unter der Bürgerschaft einnahmen: Webergasse, Schmiedgasse, Multergasse, Ledergerber- (heute Neu-) gasse.

Zum Kloster kommt eine weltliche Stadt. Das Ganze wird um 960 zum Schutz gegen Eindringlinge mit Mauer und Graben um-

schlossen (Zeichnung 5). Später erhielt St. Gallen das Recht, Märkte abzuhalten. Nun konnten die Bürger von einer Stadt reden; denn Mauer und Markt waren damals die wichtigsten Kennzeichen einer solchen.

Bildbesprechung (Bild 6, Merian). Die Schüler werden sofort die wichtigsten Dinge entdecken: das Kloster (eine Stadt für sich), die Stadtmauer, den Graben um die Stadt, die Brunnen, die Tore, die Häuserreihen.

Ein anschauliches Bild vermittelt die Mundarterzählung »Vom aalte Sant Galle« von Frieda Hilty-Gröbly aus »Schwyzerlüt«, Brachet 1943:

»Wie schöö steht die Stadt jetz doo, mit Wall und Grabe rinsomm, mit erne Muure und Wehreng, mit de feschte Toor und Törm! Muend die doch e schöös Luege gsii sii: s Möllertoor, wo döt gstände n ischt, wo d Steinach eres Tobel doraab ruusched und doozmool d Mölene vo dr Stadt tribe hät, s Muelter- oder Rößlitoor a dr aalte Stroob gäge Zöri zue, s Schibenertoor, wo s zu de Schiibestend und i d Chrüüzbleichi useggange n ischt, s Metzgertöörl, s Platztoor a dr Stroob is Turgi abe, s Brüeltoor — vom säbe n uus isch me zu de Brüelbleichene choo und Rorschach zue gfahre — und s Spisertoor gäge s Lisebüel. Bis 1620 isch das s einzig Toor gsii, wo me z Nacht hät chöne n i d Stadt; vo doo a hät me n eim noch em Iinachte grad no bim Platztoor ineloo. Ossert em Metzgertöörl, wo me n eerscht spööter in Harztorm iipaut hät, send ali Toor starki Törm gsii. Zu jedem hät en feschte Voorbau, en Zwinger und e Fallbrogg ghöört. Öppe n eis hät en Staffelgibel und e Satteltach gcha, e n anders en Chrüüzfirscht mit hööche,



Bild 6: Das alte St. Gallen (Ausschnitt aus einem Stich von Merian)

steile Gibel uf ali vier Site, und zoberscht uf de Törme hand sich d Wätterfehne tröllt. Eis vo de Toore hät uf em Tach obe no e Gloggetörmli gchaa, e n Uhr zoberscht im Gibel und e Sonnenuhr a dr Muur, und wider e n anders s Stadtwoppe n öberem ligang: de Sant Galler Bäär. — Zwöschet dene Toore send no Törm gstande, wo au zur Befeschtigung ghöört hand: de Grüe Torm, wo me drenn

de Rhintaaler Wii und s Chorn ufphaalte hät, denn de chlii rond Ravelin, s Spitztörmli, de Polvertorm, de Michaelsturm und de Rond Torm a dr Muesbrogg.

S ischt eebig schaad, und s cha n eim i dr Seel inne weh tue, daß me n ali Stadttoor abgropft hät und daß hüt grad no e n einzigs Stock Muur mit em letschte Torm stohrt. Es ischt das Stock, wo zum

Chlooschter ghöört hät. Doo hät sich im Johr 1570, wo d Muur zwöschet em Chlooschter und dr reformierte Stadt ufricht woerde n ischt, en Abt ein eigne n Usgang baue loo. Set em Bsuech vom Karl Borromäus im Chlooschter San Galle seit me dem Toor mit de schöne Reliefbilder überem Boge s Karlstoer. Zum Glöck isch es em nöd ggange wie de Stadttoor: es hät töre stoh bliibe. Sösch aber ischt au im Gebiet vom Chlooschter schier ales anderscht woerde.

S Bild zeigt is no di aalt Benedikiiner-Abtei mit em Münschter und de Kapälle, de Chrüüzgang, d Schuel, s Dormitorium, d Wertschaftsgebäud, d Härbärgshüser, s Chrankehuus und d Gärte vo de Mönch. Dä ganz Bezirk ischt wie n e Wält för sich gsii. Ossert de beide viereggiige Törm vo dr Münschtercherche raaged no de Torm vo Sant Loreenze n über d Tächer und d Chemmi uus. Wie freut me sich am Blick uf die vertraut Stadt! A de heimelige Gasse und de stattleche Börgerhäuser, a de gmüetleche Rigelbaute, a de schöne n Ärker, a de versteckte Gäärtli und a de freie Plätz mit de Brönne!

Wie viel chönnted eim ali die Hüser i de Gasse verzelle us dr Gschicht vo dr alte, freie Riichsstadt Sant Galle und us em Läbe vo erne Börger!

Auch *heute* noch können wir auf einem Flugbild gut das Kloster und die Altstadt von den neueren Teilen der Stadt unterscheiden (Bild 7).

Die Zünfte in der Stadt

Die Gewerbetreibenden in der neugegründeten Stadt waren sich bewußt, daß sie im Leben der Siedlung eine wichtige Stellung einnahmen. Sie wollten auch mitregieren. Das war ein Grund, weshalb sich die verschiedenen Berufsgruppen zu Zünften zusammenschlossen. Ferner dachten sie, ein Zusammenschluß sei günstig für ihren Handel; wenn jemand gegen ihren Beruf vorgehen wollte, konnten sie zusammenstehen und ihr Recht verteidigen. Die Bürger unterschieden sechs verschiedene Zünfte: Weber, Schmiede, Müller, Metzger, Schneider und Schuster. In St. Gallen hört man heute nichts mehr von Zünften; da muß man schon ans Zürcher Sechseläuten gehen! Und doch sind die verschiedenen Berufsleute noch miteinander vereinigt: Im Gewerbeverein. Da werden Fragen besprochen, die alle Mitglieder betreffen. In kan-

tonalen Verbänden sind die Metzger, Schreiner oder andere Berufsgruppen zusammengeschlossen.

ST. GALLEN WIRD EINE HANDELS-STADT

St. Galler Leinen

Woher Hanf und Flachs? Die Bauern mußten früher keine Kleider kaufen. Sie pflanzten nämlich Hanf und Flachs an und gewannen daraus selber das nötige Tuch (Bild 8).

Die Städter handeln damit. Viele Bauern der Umgebung brachten den Überschuß an Hanf und Flachs in die Stadt, wo es zu besonders feinem Tuch verarbeitet wurde. Immer mehr Leute fanden in der Leinenindustrie Beschäftigung. Die einen woben die feine Leinwand, andere färbten und bleichten sie (Kreuzbleiche!), und wieder andere suchten sie daheim oder auf fremden Märkten zu verkaufen. Besondere Beamte prüften die fertigen Stücke und versahen sie mit einem Zeichen, das die Qualität bezeichnete. Nicht alles Tuch war gleich gut geraten; schlechte Stücke wurden ausgemerzt, nur gute Ware durfte verkauft werden.

Das St. Galler Leinen wird weltberühmt. Durch die sorgfältige Behandlung bekam die St. Galler Leinwand bald einen guten Ruf. Natürlich suchten andere Städte immer wieder, den St. Gallern ihren Verdienst zu schmälern. Besonders die Konstanzer und Basler sahen es nicht gerne, daß immer mehr St. Galler Leinwand gekauft wurde. Weil diese aber die feinste war, konnten die St. Galler Händler ihre Stellung behaupten, und weiterhin trugen Maultiere die kostbare Last in alle Welt: In die wichtigen Marktstädte Nürnberg, Lyon, Bozen, auch nach Italien, Spanien, Polen, Rußland. Am meisten jedoch wurde in Frankreich verkauft.

Die Leinwand wird verdrängt. Im 18. Jahrhundert brach für die St. Galler Händler



Bild 7: Die heutige Stadt aus der Vogelschau

eine schlimme Zeit heran. Es war andern Handelstädten schließlich doch gelungen, die Güte der St. Galler Leinwand zu erreichen, zudem kam die Baumwolle immer mehr auf. Weil Baumwolltücher billiger hergestellt werden konnten, wurden sie von vielen Leuten der Leinwand vorgezogen. (S. St. Galler Heimatbuch.)

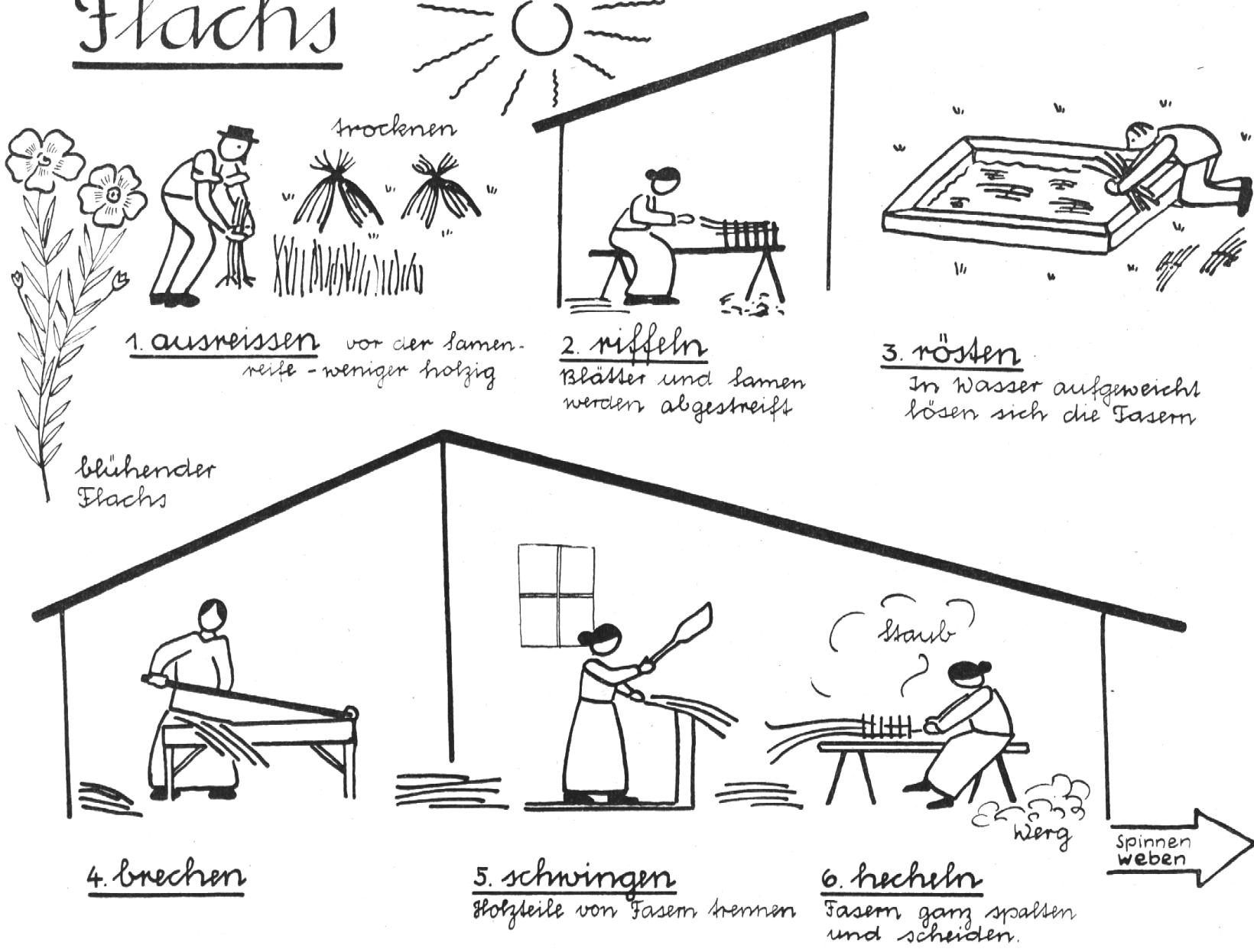
St. Galler Stickerei

Stickerei von Hand. Die Mädchen bringen aus der Arbeitsschule oder von daheim eine Stickarbeit mit. — So, Mädchen, wie macht

man das? Da wird sicher allerlei berichtet. Einzelne Kinder haben vielleicht schon einer Appenzeller Stickerin bei der Arbeit zuschauen können. Welch feine Arbeit leistet sie! Mit feinen Fäden stickt sie die vorgedruckten Buchstaben, Blättchen und Blumen nach. Das braucht gesunde Augen und feine Finger! Ein einziges Taschentüchlein gibt oft wochenlange Arbeit. Nicht umsonst wurden früher schon über hundert Franken für ein solches bezahlt!

Stickerei mit der Maschine. Unternehmungslustige Männer fanden, es ginge ra-

Flachs



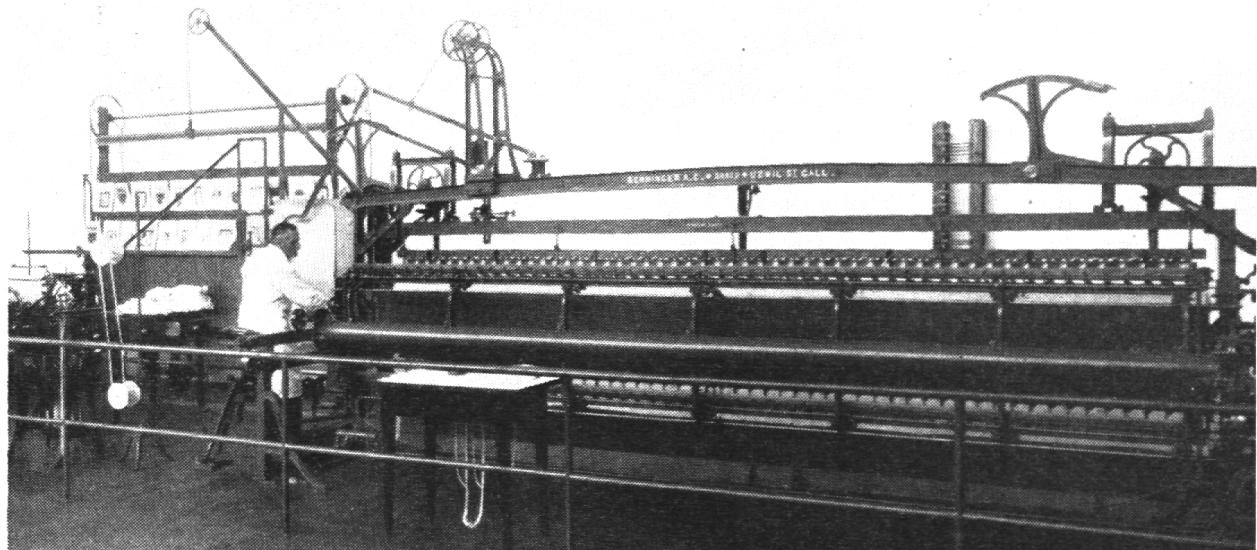


Bild 9: Sticker an seiner Maschine

scher und leichter, wenn man diese feine Arbeit mit Maschinen verrichten könnte. Aber es war nicht einfach, solche zu bauen. Schließlich war aber doch ein solches Wunderding fertiggestellt. Nun war es möglich, viele Stücke im gleichen Arbeitsgang zu sticken (Bild 9).

Die Stickereistadt (nach Maria Scherrer-Fäßler).

War das ein Rennen und Laufen, ein Lärm und Rufen in unserer Stadt! Es wimmelte nur so von Leuten in den Straßen und Gassen. Ein großes Geschäftshaus wurde nach dem andern erbaut. Die Stickereiindustrie gab unserer Stadt ein ganz eigenes Gesicht. Während Jahrzehnten waren ganze Familien mit der Herstellung von Stickereien verbunden; die Väter übergaben ihre Geschäfte den Söhnen. Aber nicht nur die Fabrikanten, sondern die ganze Bevölkerung war irgendwie mit der Stickerei verwachsen. Wieviele Hände und Köpfe arbeiteten oft an einem einzigen Stücklein Stickerei! Ich sehe die Buben und Mädchen jetzt noch vor mir, wie sie schwere Warenbündel durch unsere Straßen und Gassen trugen, wie sie Arbeit holten und fertige Ware ins Geschäft brachten. Wie oft hätte ich die Kleinen gerne gefragt: »Ist es wieder spät geworden letzte Nacht?« — Was hätte das genützt? Wenn die Ware pressierte, mußte die Arbeit erledigt werden, auch wenn es dabei Morgen wurde. Wie manchmal brannte der Docht im armseligen Petroleum-lämpchen herunter, während die Mutter ausschnitt oder nachstickte! Das scharf geschliffene feine Scherlein mußte nur so um die Zickzackzäcklein herumflitzen — aber aufgepaßt! Denn wenn hineingeschnitten wurde, gab es Abzug! Die Kinder ver-

suchten sich an einfacheren Stücken. Wie oft mußte wohl die Mutter mahnen: »Schneide mir nicht in die feinen Blümlein und Blättchen ... sonst gibt es Abzug auf dem Zahltagsäcklein!« — Ja, die Zahltagsäcklein! Was würden wir heute zu solch kleinen Löhnen sagen! Die Heimarbeit hat immer ein doppeltes Gesicht: Sie bringt wohl Verdienst ins Haus, aber sie hat auch ihre Schattenseiten. Wie manche Mutter ist um des Geldes willen früher alt und krumm und buckelig geworden! Für den Haushalt wurde oft nicht viel Zeit aufgewendet, und manches Kind durfte wenig von der schönen Jugendzeit spüren.

Wieviele Berufe gab es doch in der Stickerei-industrie! Da waren die Entwerfer, welche die schönen Muster erfanden und zeichneten; dann die Vergrößerer, welche die kleinen Entwürfe auf große Stickkartons übertrugen; weiter die Pauser und die Kopisten, die Koloristen und die Fergger, welche die Ware zum Stickeln abgaben.

In den Fabriken außerhalb der Stadt standen ganze Säle voller Stickmaschinen. Hunderte von Spulerinnen, Fädlerinnen, »Nohluegere« fanden Arbeit, von der Hauptperson, dem Sticker, nicht zu reden! Und in wie manchem Keller eines Bauernhauses stand eine Stickmaschine! Sehr gesund war die Arbeit dort wohl nicht in der feuchten Luft und schlechten Beleuchtung!

Von der Stickmaschine weg ging die Arbeit weiter: zum Nachschauen, Nachsticken, Bleichen, Appretieren, Färben und Ausschneiden, zum Ausrüsten, Bügeln, Wickeln und Sortieren. Und schließlich ging es ans Verpacken. In großen Kisten und Schachteln begannen unsere schönen Stickereien ihre Reise um die halbe Welt.

Leider blieb das nicht immer so. Der Erste Weltkrieg hat den ersten dicken Strich durch viele Zukunftspläne und manche hohe Rechnung gezogen. Groß war die Not an vielen Orten, als die Maschinen aus dem Haus geholt wurden und der Vater keine Arbeit mehr fand.

(Aus St.-Galler Heimatbuch, S. 69.)

Kinderfest. Das St. Galler Kinderfest ist nicht nur ein Fest für das St. Gallervolk, sondern auch ein Werbetag für die St. Galler Stickerei.

Lied vom Kinderfest.

Georg Thürer.

Sankt Gallen, zieh dein Festkleid an,
Die schönste Stickerei!
Wir wollen, daß heut jedermann
Ein Kind der Freude sei.
Geschlossen Schule drum und Haus,
Wir ziehn zum Kinderfest hinaus.

Die Stadt ist froher nie erwacht
Als heut im Morgenstrahl.
Die Sonne lacht, der Böller kracht,
Und Banner wehn im Tal.
Willkommen, liebe Sommerngäst,
Und kommt mit uns zum Kinderfest!

Das Schönste ist die Schweizerfahn.
Sie rauscht im Sommerwind.
Daß sie uns heut und immer mahn',
Wie Eidgenossen sind.
Wir leben ohne viel Geschrei
Im Herzen fest, im Bunde frei.

Die alten Häuser in der Stadt,
Die Erker feiern mit.
Ein jedes Sims sein Fähnchen hat.
Ihr Lieben hört die Bitt:
Sollt's regnen in den Sonnenschein,
So regnet uns mit Rosen ein.

Die Tanten und die Elternpaar',
Sie säumen unsren Gang.
Sie zählen rückwärts Jahr um Jahr
Das Menschenleben lang.
Man mißt sein Leben, glaube mir,
Nach schönen Kinderfesten hier.

Der Stadtrat und die Leut vom Fach
Bestellten Wetter gut,

Und rinnt das blaue Himmelsdach,
Dann wettert rote Wut.
Wird man vom Regen heimgehetzt,
So wird der Stadtrat abgesetzt.

(Aus dem Festspiel »Frau Musica«.)

**Die St. Galler Fabriken stehen
auf dem Lande**

In der Stadt St. Gallen finden wir nur wenige Fabriken, dafür viele wichtige Geschäftshäuser und Läden. Mit vielen Dingen, die in den umliegenden Dörfern hergestellt werden, wird in der Stadt Handel getrieben. Mit andern Worten: »Die Fabriken der Stadt stehen auf dem Lande.«

Wie findet der St. Galler Kunden ?

Früher: 1. Reisende Kaufleute zogen in alle Welt. Auf allen wichtigen Märkten waren sie anzutreffen. Sie sorgten dafür, daß das St. Galler Leinen und die St. Galler Stickerei immer wieder Abnehmer fanden.

2. Markt. Ursprünglich waren die Märkte Kirchenfeste. Sie wurden durch Glockengeläute eingeleitet. Zu diesen Festen strömten die Bauern aus allen Richtungen nach St. Gallen, um am Grab des heiligen Gallus zu beten. Sie benützten ihren Aufenthalt auch, um sich mit Waren einzudecken; daheim hatten sie weniger Gelegenheit, solch schöne Dinge zu kaufen. Auch gab es noch keine Post, durch die man wie heute die Sachen in einem großen Stadtgeschäft bestellen konnte.

Heute: 1. Reisende, Vertreter großer Geschäfte.

2. Lockende Schaufensterauslagen.
3. Olma (Jahrmarkt).

Die OLMA ist die ostschweizerische Messe, die besonders die Bauern anzieht. Man findet alles, was ein Bauer in Haus und Hof braucht: Möbel, Werkzeuge, Maschinen. Viehschauen werden abgehalten. Viele Leute werden zum Kauf angeregt, wenn sie die praktischen Sachen ausgestellt sehen.

Ostschweizerische Landwirtschaftliche Milchwirtschaftliche Ausstellung

Wir vergleichen:

OLMA St. Gallen	Was ein Bauer in Haus und Hof braucht.
Mustermesse Basel	Was die Schweizer Industrie leistet, was sie ausführen möchte.
Fiera Svizzera Lugano	»Kommt in das sonnige Tessin!«
Comptoir Suisse Lausanne	Was die welschen Mit-eidgenossen feilbieten.

Gute Verkehrswege fördern den Handel

In alter Zeit. Unsere Vorfahren lebten sehr einfach. Sie bebauten den Boden, den sie dem Wald abgerungen hatten. Es brauchte viel Arbeit, bis sie nur sich und ihre Familie durchbringen konnten. Doch hie und da, vielleicht in einem besonders fruchtbaren Jahre, blieb etwas übrig. Diese Dinge trugen die Bauern in andere Gegen- den. Sie hofften, dort die Sachen umtauschen zu können für Salz und Wein und anderes, das sie nicht selber besaßen. Es gab damals noch keine so guten Straßen wie heute. Nur der wichtigste Verkehrsweg, jener von Rorschach nach St. Gallen und weiter nach Wil, war so gut, daß große Fuhrwerke verkehren konnten.

Als die Stadt immer mehr Handel mit Leinen trieb, wurde zudem im Jahre 1468



Bild 10: Furt

eine neue Straße nach Appenzell angelegt und eine Brücke über das Martinstobel gebaut.

Das größte Verkehrshindernis bildete das *Kräzertobel*. Die Reisenden mußten auf der einen Seite hinuntersteigen. Über eine *Furt* (Bild 10) gelangten sie ans andere Ufer. Das war sicher oft ungemütlich, wenn die Sitter viel Wasser führte! Auf der andern Seite begann der unangenehme Aufstieg wieder. Ein Brückenbau bedeutete zu jener Zeit ein kostspieliges und schwieriges Werk. Deshalb mußten die Leute lange warten, bis sie eine Brücke erhielten (Bild 11).

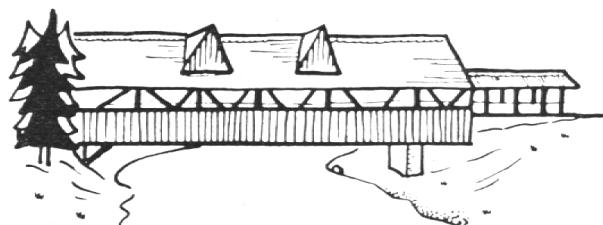


Bild 11: Die alte Holzbrücke

Auf der alten Steinbrücke. Schau, da ächzt ein Fuhrwerk unter schwerer Last! Sechs starke Ochsen ziehen den Wagen. Er führt eine kostbare Fracht: Mehl für die Stadt. Von Wil her mußten die Tiere ihre Last ziehen. Aber sieh: Was ist denn das? Beim Hüttlein drüben hält das Fuhrwerk an. Der Fuhrmann muß Brückengeld bezahlen. Wer kein solches bezahlt, darf die Brücke nicht benützen (Bild 12). — Munter

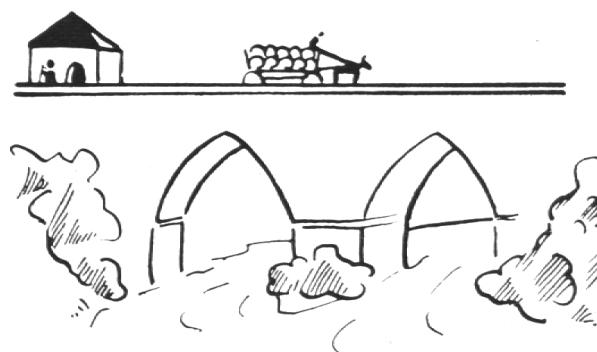


Bild 12: Erste Steinbrücke 1810/11

marschieren zwei Handwerksburschen dorthin. Sie verlassen wohl die Stadt, um an einem andern Ort Arbeit zu suchen. — Von der Kräzernhöhe herunter fährt eine saubere Postkutsche. Vier feurige Rosse sind vorgespannt. Munter bläst der Kutscher auf

dem Bock in sein Horn. So geht das den ganzen Tag weiter, ein Fuhrwerk folgt dem andern.

Als die *Eisenbahn* aufkam, mußte auch für diese eine Brücke gebaut werden (Bild 13). Im Jahre 1856 dampfte zum ersten Male

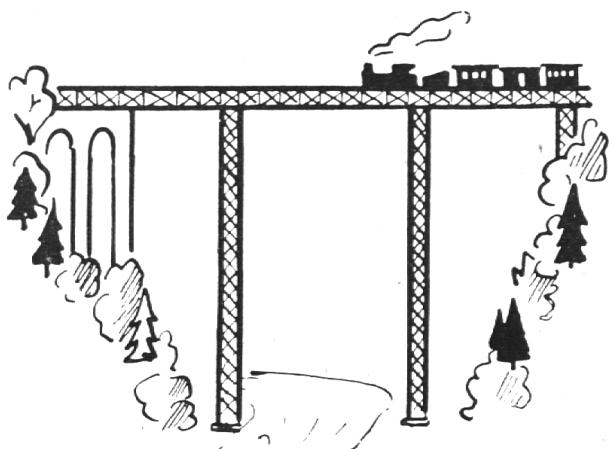


Bild 13: Erste Eisenbahnbrücke 1856

ein Zug der Linie Zürich-Rorschach über die 183 m lange und 50 m hohe Brücke. Sie genügte aber mit der Zeit dem wachsenden Verkehr nicht mehr und wurde 1906 durch eine andere ersetzt, die 1926 wieder umgebaut wurde.

Die Bodensee—Toggenburg-Bahn fährt gar über die höchste Eisenbahnbrücke von ganz Europa. Wen überkommt nicht ein

eigenartig unheimliches Gefühl, wenn er zum erstenmal aus dem Zugfenster in diese Tiefe staunt!

Die längste und teuerste der fünf Kräzernbrücken ist aber die *Fürstenlandbrücke* (Bild 14). Rund drei Millionen Franken hat sie gekostet. Sie wurde gebaut, um den vielen Autofahrern den oft gefährlichen Umweg zur alten Kräzernbrücke hinunter zu ersparen. In einem mächtigen Bogen schwingt sich die neue Brücke über die Sitter.

Übersicht:

	Erbaut	Länge	Höhe
1. Holzbrücke von Grubenmann	1780	30 m	3 m
2. Steinbrücke Kräzern	1811	177 m	25 m
3. SBB-Brücke (umgeb.)	1906 (1926)	208 m	63 m
4. BTB-Brücke	1910	380 m	98 m
5. Fürstenlandbrücke	1941	540 m	65 m

Auf der *neuen Fünfermarke* (Bild 15) erkennen wir von hinten nach vorn:

Fürstenlandbrücke,
Alte Kräzernbrücke,
SBB.-Brücke,
BTB.-Brücke.

(Die Brücke von Grubenmann fehlt.)

Je wichtiger St. Gallen als Handelsstadt wurde, desto mehr wurden die Verkehrs-

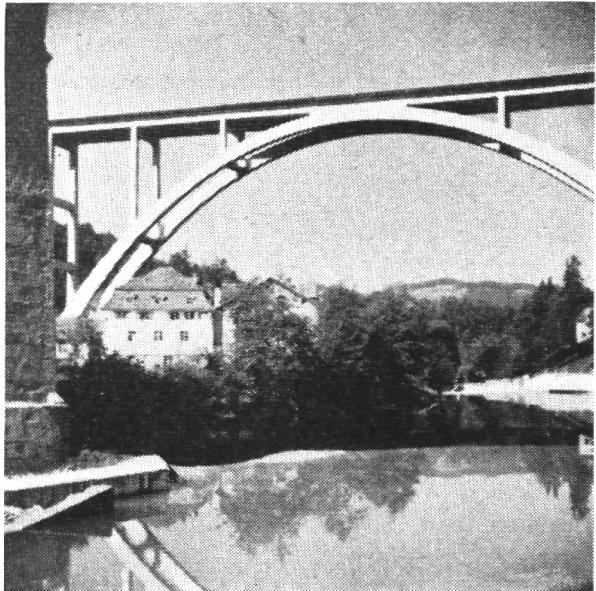


Bild 14: Fürstenlandbrücke



Bild 15: Die Sitterbrücken

wege ausgebaut. Heute führen Bahnen und Straßen aus allen Himmelsrichtungen in die Stadt (Bild 16).

ST. GALLEN WILL EINE HANDELS-STADT BLEIBEN

In St. Gallen werden Handelsleute ausgebildet

(Nach Georg Thürer im Heft »Nordostschweiz«.)

In der goldenen Zeit der Stickerei um die Jahrhundertwende besprachen unternehmende Großkaufleute und weitblickende Staatsmänner die Frage: »Wie können die beiden Hauptkräfte der Vergangenheit St. Gallens nun in Zukunft zusammenwirken?« Mit andern Worten: Kann die Handelsstadt nicht zugleich wieder eine Schulstadt werden? Jene wackeren Männer kamen zum Schluß, daß sich Wirtschaft und Wissenschaft gegenseitig helfen, gleichsam Hand in Hand gehen könnten. Nicht nur die Ärzte und Anwälte, die Geistlichen und die Lehrer der Oberstufen, Ingenieure und Architekten sollten eine gründliche, wissenschaftliche Ausbildung genießen, sondern auch die Kaufleute als Leiter von Großbetrieben und Banken. Das galt im Zeitalter des Weltverkehrs mehr denn je; denn die Zeiten waren vorbei, in denen der Handelsmann seine Waren mit einem Wägelchen von Kundenhaus zu Kundenhaus führte und ihm ein Schiefertäfelchen für die gesamte Buchhaltung genügte.

Auch die »Banken« waren aus den ursprünglichen Tischen der Geldwechsler längst zu weitverzweigten Gesellschaften geworden, welche in ihren prunkvollen Palästen Tausende von Arbeitern beschäftigten. Meistens hatten Juristen die führenden Posten im Wirtschaftsleben inne. Ihre Vorbildung entsprach aber ihren Aufgaben nur halbwegs. St. Gallen besaß jedoch keine Universität. Es mußte ein anderer Weg eingeschlagen werden. Gemeinsam mit der Verkehrsschule begann die »Handelsaka-

demie« im Jahre 1899 ihre Tätigkeit. Zwölf Jahre später bezog sie einen stattlichen Neubau, über dessen Portal ihr neuer Name stand: *Handels-Hochschule*.

Seither machten junge Leute aus aller Welt ihre Wirtschaftsstudien in St. Gallen. Auch während des Krieges fehlten die Ausländer nicht. Der Großteil der Studierenden aber war schweizerischer Herkunft. Der strebsame junge Eidgenosse weiß, daß im harten Lebenskampf nur der trefflich Geschulte den Ruf der Schweizer Arbeit in der Welt hochhalten kann.

Die meisten Studierenden bereiten sich auf leitende Stellen der wirtschaftlichen Praxis vor. Sie können dabei zwischen sechs Richtungen wählen:

Handel,
Industrie,
Bank,
Versicherung,
Fremdenverkehr,
Treuhandwesen und Bücherrevision.

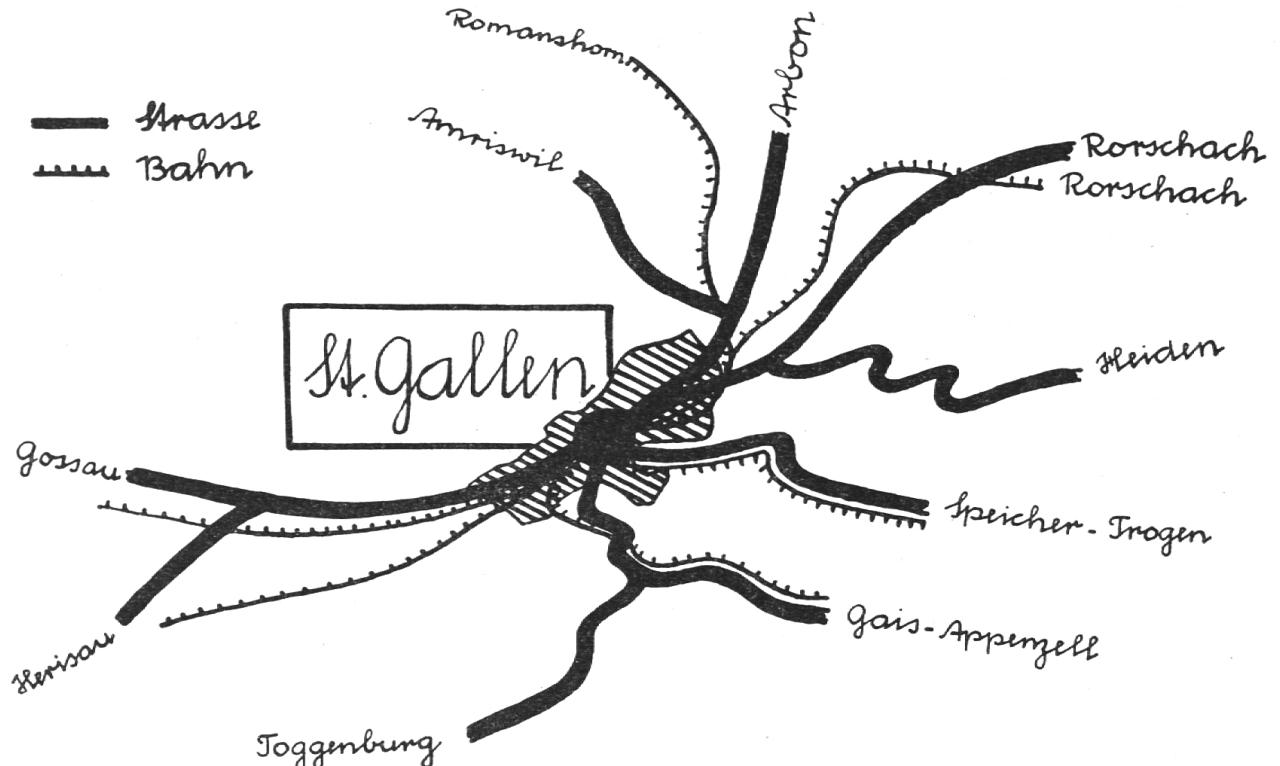
Daneben unterhält die Handels-Hochschule eine eigene Sprachabteilung, an der alle wichtigen Sprachen gelehrt werden. — St. Gallen hat sich den Ruf einer Schul- und Handelsstadt erhalten können.

Ein Spaziergang durch die Stadt

Max erzählt von seiner Schulreise nach St. Gallen:

Als wir in den Bahnhof einfuhren, staunten wir schon über die Geleiseanlagen. In der mächtigen Halle standen schon andere Züge, als wir ankamen. War das ein Betrieb! Alle Leute pressierten. Wir durften die Geleise nicht überschreiten, sondern mußten durch eine Unterführung gehen. Eine mächtige Treppe führte uns ins Freie. Rechts erblickten wir ein dunkles Haus mit einem Turm. Das sei die Post, sagte der Herr Lehrer. Er erklärte, daß unter der Straße ein Tunnel zum Bahnhof hinüber führe. So ist die Arbeit für die Pöstler einfacher. Sie haben die vielen Briefsäcke und Pakete rascher umgeladen.

Viele Autos fuhren vorbei. Wir wagten fast nicht, die Straße zu überqueren. Da



Handelsstadt = Verkehrszentrum

Bild 16

rumpelte ein grünes Tram daher. Wir mußten immer auf dem Trottoir bleiben. Nach einigen Minuten kamen wir auf einem großen Platze an. Viele Stände waren dort aufgestellt, wo die Frauen Gemüse kauften. Das war der Marktplatz. Auch ein Denkmal stand dort, das Vadian-Denkmal. Vadian war ein berühmter St.-Galler Arzt und Bürgermeister. Unter ihm wurden die St.-Galler reformiert. Nun wurden die Gassen aber enger. Die Häuser waren auch nicht mehr so hoch wie jene beim Bahnhof. Der Lehrer zeigte uns in diesem ältesten Teil der Stadt einige Erker. Allerlei Bilder waren dort in den Stein gemeißelt oder ins Holz geschnitten. So schöne Erker findet man sicher nur in St. Gallen.

Ein Stück weiter oben gelangten wir zu einer Kirche. Das war aber noch nicht die Kathedrale, sondern die St. Laurenzenkirche. Sie ist die wichtigste reformierte Kirche der Stadt St. Gallen. Und schon erblickten wir die mächtigen Türme der

Klosterkirche. Wie staunten wir über die prächtigen Verzierungen in ihrem Inneren! Unsere Kirche daheim ist viel einfacher gebaut und hat vorne kein so prächtiges Gitter. Da hat sicher ein Schmied lange gearbeitet daran. Der Lehrer erklärte, die Kirche sei in einer Bauzeit von zehn Jahren erstellt worden.

Nachher durften wir die Stiftsbibliothek besuchen. Da werden viele wertvolle alte Bücher und Handschriften aufbewahrt. Auch ein uralter Leichnam wurde uns gezeigt. Er war ganz schwarz und ausgetrocknet. Man sage ihm Mumie.

Am Karlstor bestaunten wir die feine Steinhauerarbeit. Sie zeigt eine Kreuzigungsgruppe.

Auf dem Rückweg kamen wir zu einer engen Stelle. Das sei das Kaufhaus, hieß es. Ein Polizist mit weißen Handschuhen zeigte den Autos, wann sie durchfahren durften. Wir mußten dort besonders aufpassen. An einer roten Tafel erkannte ich, daß heute

in diesem Hause eine Post untergebracht ist. Obwohl für den Verkehr so wenig Platz ist, will man das Haus nicht abbrechen. Es hat nämlich einen schönen alten Giebel.

Vielleicht darf ich mit dem Vater wieder einmal nach St. Gallen fahren, wenn er die OLMA besucht. (St. Galler Heimatbuch.)

Die Zeichnungen stammen von Konr. Bächinger.

Der Verlag Zollikofer überließ mir in entgegenkommender Weise die Reproduktion der Initiale.

Das Bild 9 wurde von der Ostschweizerischen Stickfachschule, St. Gallen, bereitwillig zur Verfügung gestellt.

Literatur: St. Galler Heimatbuch: Lesebuch für das fünfte Schuljahr der Primarschulen des Kantons St. Gallen, 1947. — St. Gallen, meine liebe Heimatstadt: Heimatkunde für die städtischen Schulen. — Schwyzerlüt, Ztschrift für üsi schwyzerische Mundarte, Brachet 1943. — Nordostschweiz. — Schweizerisches Schulwandbilderwerk: Bild und Kommentar Nr. 28 (Barock).

U M S C H A U

EIN BEDEUTSAMES WERK FÜR ERZIEHER DER MÄNNLICHEN JUGEND *

»Wissenschaft ist wertvoll, aber für den Erzieher stets auch eine Gefahr. Sie darf ihn nicht verleiten, eine Menschenseele als ‚Fall‘ zu betrachten, in eine Kategorie einzureihen und nach einem Schema zu behandeln. Immer verlangt die Begegnung mit einem jungen Menschen jene Offenheit und Ehrfurcht, mit der wir Neuland betreten.« Mit diesen Worten des Vorwortes verrät der Rektor des Zuger St. Michael-Institutes selbst die Haltung, die sein Buch »Das Schuld bewußtsein des männlichen Jugendlichen« auszeichnet: die Verbindung wissenschaftlicher Sorgfalt und Exaktheit mit dem feinen Verantwortungsbewußtsein und dem »emporbildenden Verstehen« des Erziehers gegenüber jungen Menschenseelen. Dr. Kunz hat sich keine leichte Aufgabe gestellt. »Die Psychologie hätte, so schrieb vor 30 Jahren Ed. Spranger, die Aufgabe, den sittlichen Bewußtseinsbestand der einzelnen Lebensstufen, vor allem den Bestand des persönlichen Gewissens so zu beschreiben, daß das jeweils Typische der betreffenden Stufe anschaulich würde. Das alles ist ungeheuer schwer zu fassen, und die Methoden, die man bisher angewandt hat, gehen völlig fehl.« (Zit. S. 1.) Die Feinheit der Gewissens-Erlebnisse wie die Eigenart der jugendlichen Seele erschweren diese Aufgabe; mechanische statistische Verarbei-

tung von Fragebogen würde nicht ans Geheimnis des individuellen konkreten Lebens führen; philosophische Konstruktionen und phänomenologische Wesens-Intuitionen, die doch der empirischen Ergänzung bedürfen, ebensowenig. Um so dankenswerter ist es, daß sich der Verfasser ebenso erfolgreich wie hingebend das Ziel steckte, Sein und Werden des Schuld bewußtseins in den verschiedenen Phasen jugendlicher Entwicklung aufzuzeigen.

Der vorbereitende *erste Teil* des Werkes entwickelt die Arbeitsmethode und bietet eine grundlegende philosophische Analyse des Gewissens und der Beziehungen zwischen dem »Ich«, der normierenden sittlichen »Instanz« und der konkreten »Situation«. Vielleicht möchte den reinen Empiriker hier die unbehagliche Sorge beschließen, ob nicht so mit scholastischer Philosophie von vorneherein ausgemacht werde, was die Empirie nachher zu finden habe; doch wäre solche Sorge keineswegs begründet; der Vergleich von Schuld bewußtsein im allgemeinen mit dem, was die empirische Forschung herausstellt, erweist sich später als fruchtbare. Die empirische Fragestellung wird scharf abgegrenzt. Die in kritischer Auseinandersetzung mit anderen Arbeiten begründete Methode ist einfach und vermeidet glücklich die schein-exakte belastende Kompliziertheit, die gelegentlich solchen Untersuchungen anhaftet kann. Nahezu 500 Schüler von 30 Klassen verschiedener Schultypen und Jahrgänge wurden vom Verfasser gebeten, ihm zwanglos einen selbsterlebten Fall von Schuld bewußtsein (oder was sie dafür hielten) zu erzählen, wie es dazu kam, wie es ihnen dabei war und wie es ausging. Die sehr zahlreichen in den Text eingefügten Darstellungen der Knaben und Jugendlichen zeigen fast durchwegs, daß diese verstanden, um was es ging, daß sie nicht Suggestivfragen erlagen und daß sie mit frischer, manchmal mit köstlich bubenhafter

* Dr. Leo Kunz, *Das Schuld bewußtsein des männlichen Jugendlichen*. Studie zur pädagogischen Psychologie auf Grund einer Erhebung bei katholischen Schülern. Band II der »Arbeiten zur Psychologie, Pädagogik und Heilpädagogik«, herausgegeben vom pädagogischen Institut der Universität Freiburg in der Schweiz. Luzern, Caritasverlag 1949. XI und 205 Seiten. Fr. 12.—.